

DER ERZÄHLER

Samstag, den 9. April 1932

Nummer 16

Beilage zum Allenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Der Mann aus der Hölle.

Eine Skizze von Joss van Bussum.
Auf dem Schwarzmeerdampfer „Kuban“ nannten ihn alle den Riesen. Niemand wußte, woher der Oberheizer Gromoff kam; er sprach nicht darüber, und über diese Stöße fragte man ihn nicht. In den Jahren, da ich als Offizier auf dem „Kuban“ fuhr, wechselte die Heizer auf diesem alten Riesen immerzu. Er allein schien sich in der glühenden Hölle des Heizraums ganz wohlfühlen, auch an den unerträglichen Sommertagen. Oft kam es vor, daß er in der Freiwache dort unten blieb, zusammengekauert auf der schmalen Eisenleiter, und schweigend den Schnaps auslieferte. Gerissene Seizer, die sich auf seine grenzenlose Gutmutigkeit verließen, machten ihm zuweilen eine Komödie vor. Sie taumelten plötzlich, ließen die Schaufel sinken und stöhnten, bis der Riese aufstand und für sie vor den Feuerlöchern den Dienst tat, frisch und unverbraucht die beiden Wachen hindurch. So war Gromoff, dieser Jyfflo, der nie dabei war, wenn die anderen im Logis larmten. — Es war ein schöner Herbstnachmittag in Batum, als mir plötzlich Duncan, der erste Maschinist, lächelnd mitteilte, Gromoff habe nun auch eine Heizer. Ich glaubte ihm erst nicht, aber am Tag darauf sah ich selbst das Wunder. Da ging der Riese glücklich neben einer zierlichen, schönen Georgierin aus dem Vorschein. Er grüßte voller Achtung und mit leuchtendem Gesicht. Was scherte es ihn, daß die Matrosen auf der nächsten Reise über seine Liebe bespöckelten? Ein wahrer Arbeitsstammel schien über ihn gekommen; die Schaufel strahlte wie ein glühendes Schwert, und die Rüstung sprang ihm wie eine Krone über den gewaltigen Körper.

Einige Monate später war es, in Odessa, als wir mit drei neuen Heizern aus einem Rumänen Dinitrescu an Bord bekamen, einen wahren Leuchtstern. Im Logis war der kleine, quackelnde Herr bald König unter den Matrosen und Heizern. Es wurde schnell genug bekannt, daß Dinitrescu der sich stets in der Freiwache eine schöne schwarze Kade in die Seiten klemmte, Jurasman genannt war, später Maschinist, Rottier in Japanshofs und Agent in unterirdischen Kriegen. Gewiß war er nicht freiwillig wieder Schiffsheizer geworden.

Zwischen Gromoff und dem Rumänen gab es von Anfang an Reibereien. Vielleicht spürte der Vielbewanderte eine Verlegenheit vor dem Riesen, der nicht einmal hinsah, wenn der Rumänische Rumäne von seinen Streichen erzählte. Dinitrescu, der eigentlich einmal schon als Maschinist gefahren sein wollte, wollte seinen Stammesherz über sich bringen. Er wußte es wohl, den anderen gut auszumalen, wieviel leichter sie es unter ihm haben würden als unter dem „Elefanten“, wie er ihn immer wieder nannte.

Aber Gromoff gab nicht nach. Er achtete der Verleumdungen Rumänen nicht einmal und traf ihn damit schlimmer als mit einem Haal von Schimpfhaaren.

Es war eine wahrhaft teuflische Sache, die Dinitrescu nahm. Man kann heute schwer sagen, wie alles lief, doch war es sicher, daß Dinitrescu mit seinen Gerichten ein genaues Kommando schiederte, in allen Einzelheiten wohlbedacht. Die Gelegenheiten ergaben ihnen bei den nächsten Besuchen in Batum günstig. Gewiß war auch die kleine Georgierin des wackelnden Riesen noch überdrüssig.

Wochen vergingen, ehe Gromoff etwas merkte. Eines Abends aber kam er lange vor Ablauf des Bandenlaufs wieder an Bord. Bei seinem Anblick war mir plötzlich alles klar, obwohl ich nichts von den Vorgängen wußte. Am nächsten Tag gingen allein Dinitrescu und seine lärmende Herde an Land. Um Mitternacht ging der Dampfer „Kuban“ mit voller Ladung von Batum in See. Dinitrescu kam erst kurz vor Auslaufen an Bord; die ganze Gesellschaft hatte reichlich gekostet. Nun schwärzten sich die geräucherten Zeit herum, bis Duncan sie an ihre Arbeit schickte.

Das Meer lag düster, geheimnisvoll vor uns, so unergründlich, wie es schon Jafon und seinen Gefährten erschien. Hinter uns, außerhaft und weiß, wie ein unerhörter Traum, das Land der Medea. Um vier Uhr löste mich schweigend der zweite Offizier ab; nun war die Kiste nur noch in Unruhen zu sehen, fern, ganz fern. Ich konnte nicht gleich einschlafen, obwohl ich eine große Müdigkeit in mir spürte. Als dann die Augen zufielen, folgte ein schwerer, lastender Schlummer mit schmerzhaften Gefühlen. Es war noch immer dunkel, als ich einmal aufwachte. Ich hatte ganz deutlich Gromoff und Dinitrescu gesehen; das Gesicht des Riesen war rot vom Feuer; Dinitrescu lachte teuflisch vor ihm, bis plötzlich das ganze Bild von den Flammen überpült wurde. Es geschah etwas; es geschah bestimmt etwas an Bord. Im Osten ging gerade die Sonne auf, als ich auf das Deck hinausstrat.

Ein Matrose jagte an mir vorbei nach der Kapitänskajüte. Jemandwoher war Stimmengewirr zu vernehmen. Dann plötzlich näherte sich ein seltsamer Zug. Voran ging, barhaupt und in dem verbleibenden Seierzeug Gromoff, in großem Abstand folgten neugierige Schiffleute.

„Was gibt es, Gromoff?“ fragte ich mühsam.

„Ich habe es getan, Herr.“

„Dinitrescu?“

„Ja, Herr, das habe ich getan.“

Der Kapitän sah starr auf das Blatt Papier vor sich, zeigte mühsam Wort an Wort. Gromoff schenkte die niedrige Kajüte fast zu sprengen, so gewaltig erschauerte er hier. Es war also unten vor den Feuern geschieden. Den betrunkenen Dinitrescu mußte der Dämon geschlagen haben, daß er heimlich herunterkletterte, um Gromoff zu verhöhnen. Die anderen Heizer taten wortlos ihre Arbeit, während Dinitrescu gellend auf den Riesen einwirkte. Dann war plötzlich die Schaufel durch die Luft gefaßt.

Als Gromoff die Kiste verließ, traten die Leute etwas zurück, nachher kam seine Heizer nach dem anderen, jeder wollte zu Gromoffs Entlassung ausfahren. Der Kapitän schickte sie fort; auch wir gingen wortlos, nachdem das Protokoll unterschrieben war. Es löstete ein ungeheurer Alp auf dem Schiff und allen seinen Menschen. Gromoff war nicht gefesselt worden. Wer er sich jetzt aufhielt, wußte ich nicht. Am Abend war im Niedergang zum großen Logis kein Lampenlicht zu sehen. Schwärze herrschte auch hier.

Träge arbeitete sich der „Kuban“ der Küste entgegen. Aus dem aufsteigenden Dunst trat verschwommen das Schattenbild von Senafopos an Sicht. Der Ruderführer sah starr voraus. Uns unbestimmter Entfernung leuchteten kleine Dampfer herüber; dann brumnte der Heizer des „Kuban“ in traurigen Tönen zurück. Es verging noch fast eine Stunde, bis der Strahlendienst getan war.

Ich schied zusammen, als ich die Treppe herabstieg auf das Deck. Da stand Gromoff unbeweglich an der Reling, den mächtigen Oberarm auf der Schulter, eine blaue Kade über der Matrosenbluse. Er trug die Heizerklemmung, die er sonst nur für die Feiertage zu bemalen pflegte und in Batum, ja in Batum...

Da unten wartete schon eine Polizeiwache auf ihn; er kletterte über die schmale Leiter herab. Die Reling war dicht besetzt mit Matrosen, die ihm zusahen. Plötzlich blühte er noch einmal herauf. „Leben Sie wohl, Herr...“, sagte er.

„Leb wohl, Gromoff!“

Ich habe nie wieder etwas von ihm gehört.

Der letzte Mensch / Skizze von Horst Viernath

Die Gletscher schoben sich von Norden heran und rüdten von Süden herauf mit stählernen Füßen und ebernen Schritten. Sie germalten die Eisenbitten und stürzten die Schornie; sie zerstampften die Wälder und germalten die Felsen; sie erdrückten die Häuser der Menschen und begruben ihre Städte; sie zerklüfteten die Maschinen und drohten die Kohlenruben ab.

Die Sonne hing zur Mittagszeit in nebligem Dunst am kleinen Himmel, rot und verloschend wie eine niedergebrannte Fackel. Und über die Erde streich die Sichel des großen Königs Tod. Längst war alle Kreatur dahingemäht, und nur der Mensch noch extropte sich ein erbarmungswürdiges Dasein — friedlos seit Jahrtausenden, gehebt von dem grimmigen Gletscher, der seine Städte und die Gräber der Ahnen und die Erinnerung begraben hatte. Gehebt von dem furchtbaren, gewaltigen Eise, das Götterland verschlang und die Vassindar, Alaska und die Tundras Sibiriens; das Kamtschatka zerstampfte wie Standinabien; das blühenden Taler des Rheins und der Rhone überhitzte und Rom, die Ewigkeit Stadt, zerbrach.

Vor den dröhnenden Gletschern floh der Mensch, die Australiens Gold verschloß und Afrika's Diamanten für immer in Nacht hüllten; floh vor Eis und Geröll, das Magadagars üppige Fruchtbarkeit erlöschte und wie ein wichtiger Hammer auf Amerika fiel, von Kap Horn bis zum Amazonas, vom Verringerer bis zum Golf von Campeche.

Die Menschen drängten sich zusammen wie wilde Gunde; aber der Frost fraß dem einen die Füße ab und dem anderen die Arme, dem dritten versteinerte er das Herz und dem nächsten den Atem — und zwischen lauter Toden, Stöhnen, Schreien hielten die letzten zwei, ein Mann und ein Weib.

Vom Schutt der Zeiten überwuchert, lag unter ihnen Guayra. Sie wußten nicht, daß die Erde einst Fest und Fieber und Göttern gebietet hatte, einst, als die Sonne glühende Pfeile auf die Erde schüttete, als Jünglinge die Luft durchschritten und Schiffsfalke den Ocean pflügten. Sie lagen schlumpig auf einem lodernen Feuer, und das Ende wartete auf sie.

Die Sonne hing tief am Horizont und wärmte nicht mehr als der Schein eines Brandes in weiter Ferne. Das Weib hielt erschauert die Hände über die Flammen, so nah, daß der Geruch gebrannten Fleisches die gläserne Luft trübte. Der Mann schaute sie finster an.

Sie stiehlte mir die Wärme fort, dachte ich schwerfällig, verlor ich mich — und ich bin stärker als sie! — Und er rief einen Feuerbrand aus dem aufsprühenden Scherhaufen, erhob den Arm und erschlug seine Gefährtin.

Die Sonne tauchte in Kälte und Nebel hinab. Die Nacht drach ein.

Begegnung zwischen den Linien.

Skizze von R. A. L. C. M. de Wiesbaden.
Eisen und Napoleon sind sich einmal in ihrem Leben begegnet. Allerdings hat weder der Reichsfürst noch der kleine Korporal noch der Imperator den nassauischen Landesherren erkannt.

Das geschah in jenen ungewissen Wochen, da der Friede von Tilsit noch nicht geschlossen und die Grenze zwischen den beiden Heeren durch den Schneesturm und durch den Wind von der Ostsee her recht verweht war. Eisen begab sich allein mit einem Sandpferd nach Königsberg. Landeute, die unter dem weißen Schnee in den Klauen hielten, hielten die Winterluft füllenden Geruch nicht ganz von Angst frei. Eisen nannte die Parole, die ihm seine braven Landeute nicht nur genannt, sondern sogar aufgeschrieben hatten.

Das gefällte Bajonett, das seine blindefe Schärfe vor die verschneite Treppe gehalten hatte, schwand ins Dunkel zurück. In drei Sprüngen hatte Eisen die Treppe hinter sich gelassen und schüttelte im Gang mit einem Schwingen die Pelzerine von den Schultern, als wenn er hier zu Hause sei.

Während der Schnee noch in alle Winkel flog, fuhr die nächste Tür auf, und ein kleiner aber stämmiger Mensch ohne Hut und mit hoch übergehenden offener Weite stand vor dem hochgewachsenen Grotzopf, der sich warm schlug. Die Augen des kleinen Menschen in hochliegenden Höfen waren wie Götterbildungen vor den großen blauen des vom und zum Eisen.

Beide waren allein. Draußen wechselten die Wachen. Der riesenhafte Eindringling hielt die Hände gefährlich schweigend in den Taschen; der ließ sich nicht an die Wand legen. Daß er ein Preuße war und keiner vom Schlege der Hohenlohe oder Stalkreuth, dazu bedurfte es eigentlich keiner Frage.

Doch die Stille war dem kleinen Manne unerträglich; er senkte die Augen langsam und wider Willen vor ihn, und die Hände zu Fäusten ballend, sagte er: „Von fort.“ Der andere dankte mit einem tiefen Nicken des Kopfes, nein, eine Verbeugung konnte man das nicht nennen. Groß füllte der Schatten des Fremden den Flur an bis zur Tür. Drinnen ging die Ablosung der Wache zu Ende. Ein Pferd wieherte.

Während der Stämmige unter Mittelgröße flugs bei sich erwog, ob er die Wache rufen oder ob er den Fremden bitten solle, in sein Zimmer einzutreten, war der, ohne weiter von dem unheimlichen Kerl unter der offenen Tür Notiz zu nehmen, die Hände in den Taschen weitergegangen.

„War das Ihr Gaul, der da eben wieherte?“ trat ihn eine Stimme in den Rücken. Langsam drehte sich die schwere graue Gestalt auf den Wachen und nicht, einem ärgelnden Erbsüßem verfallend, einmal, zweimal. „Zieh die Preuße!“ griffen ihn blindefe aus dem Schwarz sich richtende Bajonette an. Ein Lächeln umspannte den Mund, der nun endlich sprechen würde, und zwei Schritte sprang Napoleon Bonaparte vor; trug er nicht wieder die Fahne von Austerlitz? „Sie sind also kein Preuße?“ Ein Brechstein her für diesen Wund! „Deutsch!“

„Ist das ein Wund?“ rief der kleine Mann, der Kopf umtastete, aber er fing sich mit einem Lächeln, das wie eine Kugel vor der geworfenen Kugel aus seinem Gesicht erglänzte. „Allemand!“ klang es aus jeder Ecke. Deutschland ist sehr klein geworden, dachte Napoleon, und seine Wachen zogen sich ihm schmerzhaft hoch in die Stirn hinauf. Aber da sprach einer, als seien wir

Der letzte Mensch krümmte festlich den Rücken gegen das Feuer und starrte über die Toten hinweg in die Dunkelheit, die rings um ihn eine schwarze Mauer ohne Pforten baute. Er stützte das Haupt in die Hände und horchte in die Nacht hinaus. In der Ferne donnerten die Finsternis zu ihm. Und plötzlich kam über ihn, der nur um Hunger und Wärme wußte, die Erkenntnis.

Und donnernd als Lawinensturz sprangen das Entsetzen der Einsamkeit und die Qual des Verlassenseins ihn an, trochen Todesfurcht und unfähiges Grauen in sein Herz. Das Wissen um das Ende aller Dinge brach auf ihn ein; die wahnsinnige Erkenntnis hämmerte ihn, daß er der Letzte und nach ihm alles, alles zu Ende sei! Er sprang mit eisernen, weitem Blick empor und stürzte bei den Toten auf die Knie.

„Du! Du! Wacht auf! Schau mich an! Lebe!“ — Verlaß mich nicht!“ schrie er in wahnwüthiger Angst und rief einen der Verschiedenen empor. Er rüttelte ihn an den starren Schultern und gestellte seine heulende Furcht in die toten Ohren. „Sie barmherzig um meiner Einsamkeit willen! Sage irgend etwas! Streiche mich — oder töte mich! Nur zeige, daß du lebst!“

„Aber der Tote fiel dumpf und fleiß zurück. Keuchend froh er zu dem nächsten Reichtum und preßte das Ohr an die kalte, steinerne Brust: „Erwache, ihr Augen! Schläge, du Herz!“

Und weiter, weiter im Kreise der Toten. Schreiend rief er ihnen die Kleider ab und horchte auf den Schlag ihrer Herzen — und alle blieben stumm. Nur eine atmete noch, die Frau, die er mit dem brennenden Goldschiff niederlag, weil er die Wärme des Feuers mit ihr nicht teilen wollte. Beglückt sank er vor ihr hin, und nie gekannte Tränen rannen über sein Antlitz.

„Nur du lebst, die ich schlug! O Glück, nicht einsam zu sein!“

Er bedeckte ihre Augen mit Küssen und trug sie in die Wärme des Feuers. Er schloß sie an, sie möge leben und seinetwillen; er rief sich die Kleider vom Leibe, sie darin zu hüllen, und alle gesprochenen Worte von Zärtlichkeit entströmten seinem Mund. Er schürte das Feuer, um sie zu wärmen, und legte seine Hände auf ihr Herz, um in dem vertrauten Schlag das Glück der Zweisamkeit und beruhigender Menschennähe zu spüren. — Aber das Leben rann unter seinen Händen davon, rieselte aus seinen Fingern wie Sand — und zu tiefer Nacht war er allein am verlöschenden Feuer. Die Zeit verlor sich, und ein namenloses Grauen schloß ihn an.

In der Ferne fuhr donnernd das Geröll zu Tal, und der Wind orgelte in den Schläfen. Seltsame Geräusche erfüllten die Luft, als mahnten die furchtbaren Kiefer jenseits harter Ungeheuer in gefährlicher Wollust Fleisch und Knochen.

nie über den Rhein hinüber gekommen. Ein Gespenst war der Herr im grauen Fack nicht. Kein Abzeichen ließ einen Schuß auf seinen Stand zu. „Kretzer!“ oder „eine halbe Stunde mit ihm plaudern“, das stritt sich in seinem Hirn, in dem es ängstlich flets so etwas wie Treue ab.

Wieder wachte es draußen durch die Nacht. Verdammt! Klepper! dachte Napoleon. Aber ein heller Schein trat auf die Stirn des Reichsfürsten im gleichen Augenblick. „Ihr Pferd wartet“, sagte die Stimme des Kaisers der Franzosen, und sie sprach deutlich: „Sie haben sich wohl in der Richtung geirrt.“ Ein böses Lächeln war die Antwort des anderen. Napoleon trat noch einen Schritt auf den seinen dahingehenden an. „Es sind noch vier Kilometer bis Königsberg“, sagte er ihm an. „Und nun reiten Sie, reiten Sie mit dem Teufel, Sie deutscher!“

Er verließ das letzte Wort vor dem Strahl dieser Augen, die wie ein blauer Quell aus dem unbewegten Schatten dieses verächtlichen Gesichtes stäubten, Funken schlagend, als sie eine Sonne überdies durch den Strom dieses Blickes.

Da hatten zwei Hände nacheinander gefaßt; erstauert bemerkten es die beiden Männer erst, als sie, jeder vor seiner Tür stehend, wieder mit sich allein waren.

Die Wachen präsentierten vor dem hochgewachsenen Manne im grauen Zeug, der seinem Pferde den Hals stülchelte, es bestieg und gen Königsberg trabte, das er noch am selben Abend erreichte.

Gaffy Thompsons Patentstollen.

Erzählt von Fred Muller.
Wer Gaffy Thompson war, wollen Sie wissen? Ein Unikum, sage ich Ihnen, eine Marke, ein Gauner und doch wieder ein Kerl, dem man nicht böse sein konnte und der die Lächer immer auf seiner Seite hatte.

Na, Gaffys Schuldbonus war schon ziemlich lang, als er eines schönen Tages nach Colorado hineinschickte. Ich glaube, er kam aus Britisch-Kolumbien, wo ihm der Boden unter den Füßen schon ein wenig zu heiß geworden war.

Daß er irgend etwas Neues auf dem Scherholz hatte, war ziemlich sicher, denn er kletterte mit dem Gelbe in der Hosenfalte, und auf ehrliche Weise verdiente Gaffy seine Dollars grundlegend nicht. Was er nun angestellt haben mochte, ging aber keinen von uns etwas an, und Gaffy wurde in Colorado freundlich aufgenommen.

Das war nun gerade um die Zeit, da sie in der Sänge der Christo Range auf Kupfer stündig wurden. Ein Engländer hatte sich da eine Reihe von Claims gesichert und wollte im nächsten Frühjahr mit dem Abbau beginnen. Der Winter sollte aber nicht nutzlos verstreichen, sondern dazu benutzt werden, um einen hundert Meter langen Stollen in den Berg vorzutreiben. Dann konnte im Frühjahr die eigentliche Kupfergräberei anfangen.

Also schrieb der Engländer die Sache aus. Wer Lust zu der Arbeit hatte, sollte ein Gebot abgeben. Ein Dutzend Leute meldete sich, und da es am Winter und die arbeitslose Zeit zuzug, waren die Forderungen recht niedrig. Aber kein einziger verlangte so wenig wie Gaffy Thompson.

Ich weiß nun nicht, ob der Engländer irgend etwas von Gaffy gehört hatte oder ob er ihm des erstaunlich billigen Angebots wegen nicht recht traute. Auf jeden Fall klappte er sich den Mann vor, wollte ihn auf Herz und Nieren prüfen, fand aber zu seiner Überraschung, daß Gaffy wirklich etwas Abnung vom Bergbau hatte, washerfür er sogar mehr als er selbst, der mehr Geldmann als Sachverständiger war, so kam dann der Vertrag zustande: Gaffy sollte den Stollen hundert Meter, tief in den Berg hinein treiben, mit erstklassigen Stempel abhauen und zum Frühjahr fertig sein. Dann wollte der Engländer sich die ganze Sache ansehen und die ver-

zitternd horchte er auf die bekannten Laute, die in dieser verfluchten Nacht neue Bedeutung und neues Wesen bekamen — und von jähler Furcht gepackt, beugte er das Haupt und lauschte in die eigene Brust hinein, lauschte angstvoll nach dem Schlage seines Herzens, um auch nur von der eigenen Gegenwart überzeugt zu sein.

Schunden hielten mit Jahren gleichen Schritt — Minuten wuchsen zu Jahrhunderten — und die Stunden wogen schwer wie die Ewigkeit. — — —

Und es war ihm, als würde der Donner der Gletscher leiser und dumpfer — wie das Grollen dahingehender Gewitter. Langsam vererbte das Toben des Sturmes über den Tristen, und die harte, gläserne Luft wurde breig wie erstarrter Teig. Das Feuer schlief ein. Hastig näherte er die Stirn. Aber nicht wie sonst spannte die Flamme zischend auf — still züngelte sie empor, erlosch das Holz und verzehrte es lautlos und stumm. Immer leiser und schwächer grölte der Donner des verflenden Eises und Schmelzens — bald erfüllte den Raum nur noch ein Raufschrei wie das Brausen einer Brandung. Und in beklemmendem Defekto das in ihm ein unerträgliches Gefühl des Fallens in unergründliche Abgründe wahrhaft — ebbte das Brausen ab, verflang und erlosch, war bald nur noch wie der faulende Füllschlag einer davonziehenden Entente und schließlich nicht lauter als der singende Flug von Wäden in nächtlichen Schlafzimmern.

Der letzte Mensch duckte sich zusammen. Die leuchtenden Flammen des Feuers wurden wie rotes Glas — sie brannten still wie Kerzen in einem verlassenen Saal — still wie Kerzen über verflüchteten Wein und zertretenen Blumen in einem verlassenen Saal.

Nichts war als Stille — lähmende Stille — und der Herzschlag des letzten lebenden Menschen. Aus der letzten atmenden Brust schwang er sich hinaus wie Gloden aus hohem Turmgefäß und fuhr gellend in die Stille — — —

Die Flamme starb. Die Kuppel der Nacht und ihre Mauer brachen zusammen. Der Schlag des letzten Herzens verstumte, und dann kam größte Leere. Alles war stumm, und alles war tot — die Luft und das Meer, und Land und Stein. Nur der Mensch lebte noch. Er öffnete den Mund, aber der Tod erstickte den Schrei; er schlug seine Brust, aber der Tod lähmte den Schlag — da sprang er auf und erschob einen Felsblock und schmeterte ihn nieder. Der Stein fiel — aber kein Polster drönte auf; lautlos bohrte sich der schwere Block in die Erde — nichts war als Stille, Stummheit und Todesstille — nichts blieb dem Letzten erspart, bis über gähnenden Abgrund und grauenhafte Leere, in unermesslicher und gräßlicher Todesstunde ihm das furchtbare Wort traf: Weltende!

Und die Erde war wüst und leer, und es war finstern auf der Tiefe. Aber hinter der Ewigkeit wartete eine neue Sonne, und über den Wäldern schwebte der Geist Gottes.

einbarten viertausend Dollars gleich in bar mitbringen. Ein Händel, Abgemacht.

Gaffy fing gleich an. Er hatte sich ein halbes Dutzend Leute mitgebracht, und die schlugen nun ein Loch in den Berg hinein, hielten den Stollenmund sachmännlich ab. Der Engländer war mit dem, was er gesehen hatte, zufrieden und reiste ab. Er wollte erst wieder kommen, wenn alles fertig war.

Das dauerte nicht lange. Denn eines Tages, mitten im Winter, schickte Gaffy ein Telegramm an seinen Auftraggeber: „Bitte sofort zur Bestätigung kommen! Habe anderen Auftrag erhalten. Keine Zeit.“ Obwohl die Jahreszeit zum Reisen nicht gerade geeignet war, kam der Engländer doch sofort an. Gaffy holte ihn mit den Pferden am Bahnhof ab, und es war gerade dunkel geworden, als sie in der Blockhütte anlangten, die sich Thompson unterhalb des Stollens gebaut hatte.

Mit ein paar Grubenlampen kletterten sie nun den Berg hinauf, und dann stand der Engländer in seinem Stollen. Er war restlos zufrieden. So gute Arbeit hatte er noch nie gesehen. Die Stempel standen ausgerichtet wie die Soldaten, zwischen den Bohlen flachte seine Lüge, und der Stollen war noch um drei Meter länger als vereinbart. Am Stollenende lag zwar noch Gestein, aber die paar Fußmeter wollte Gaffy gleich am Morgen weggeschaffen lassen.

So quetschte der Engländer Gaffy dankbar die Hand, sah, wie Thompson die Tür vor dem Stollen zuschloß, und zahlte ihm ein paar Minuten später unten in der Blockhütte die viertausend Dollars auf den Tisch. Am Morgen freute er sich noch darüber, daß Gaffy ihn freundschaftlich zur Bahn brachte, und dann schied sie als die besten Freunde.

Das die Erde kam freilich hinterher. Denn als der Engländer im Frühjahr kam, um mit dem Abbau zu beginnen, konnte er seinen Stollen nicht finden. Da war wohl Gaffys lumpige Blockhütte und weiter oben am Berg auch das Tor, zu dem der Schlüssel paßte, aber als der Engländer aufschloß, sah er nicht in den dunklen Stollen hinein, sondern in einen Bohlentunnel, der am Berghang entlang führte. Am Ende war ein Haufen Steine, und nachdem der Engländer die hatte wegeräumt, kam der blaue Himmel zum Vorschein.

Nun ging dem Engländer ein Licht auf, wies Gaffy ein so billiges Gebot hatte machen können. Dem Gauner war gar nicht eingefallen, den Stollen in den Berg hinein zu treiben, sondern er hatte am Hang entlang eine Art Straße bauen lassen und auf dieser seinen Bohlentunnel errichtet. Fürf Meter Schnee, die bald darauf gefallen waren, hatten alle übrige dazu getan, daß die Gefährte nach einem Stollen ausfiel.

In Colorado hörte man nichts mehr von Gaffy Thompson. Er soll unten in Mexiko andere Dumme gefunden haben.

Großer Nachmittag im Wyoming.

Skizze von Franz Friedrich Oberhauser.
In der berühmten indianischen Arena im amerikanischen Staat Wyoming kommen alle Jahre einmal Comdops, Indianer und vor allem Comdops zusammen, um vor hunderttausend Menschen mit Pferden, Brahmastieren und Büffeln zu kämpfen. Buchmacher, schlaue Männer, in riefenhaft gepointen Stiefeln, treiben sich zwischen den Zuschauern umher und schließen hohe Werten ab, von Hand zu Hand.

Was sich da zwischen den Tribünen abspielt, ist Prärieheldentum von heute, ein letzter Zipfel jenes abenteuerreichen Wildwestamerikas, wo noch vor wenigen Jahrzehnten die Skavonen der Blagewannen stündlich einmal von Wegeragern überfallen wurden, um es den ankommenden Zieblern so schwer als möglich zu machen.

Deutsche waren die Pioniere von Wyoming. Dieses ist ein Gebiet, in dem man noch keine Wollenträger kennt und wo man von dem Hox oder Hoxo eine verschommen

Vorstellung hat. Entbehrungen, Mühen und Gefahren haben nur die Liebe zu den Pferden erhalten, zur Jagd, zur Prarie. Da leben sie, diese vereinigten Prariefahrer, von denen man nie weiß, woher sie kommen und wohin sie gehen. Da gibt es noch die richtigen Cowboys, denen der Revolver locker im Gürtel steht.

Und Cowgirls begegnet man hier. Feine wunderbaren, hartgebrannten Mädchen, die in keinem Reiterkutschwagen einen Cowboy nachsehen. Und da habe ich Rose Mary gesehen.

Das junge Mädchen saß auf einem fahelrennen Pferde einher, daß der gelbe Sand der Arena in heftigen Wellen zur Höhe schlug. Ein rasender Tumult brach los. „Miß!“ lärmten zehntausend Stimmen, und fünfzigtausend erwiderten: „Gut!“ und wie ein Echo kam es von der anderen Seite herüber: „Gut!“ und „O Prarie!“

Rose sah die Bügel fester, ihre linke Hand flieg grüßend hoch. Cowboys haben die Zügel von den Augen des hohen Mustangs gerissen. Zwei Minuten soll sich das Mädchen auf dem zornigbelebten Tier halten; oft sieht man von beiden nichts, sie verschwinden in einer Sandwolke, die der wilde Kampf aufwirbelt; dann folgen beispiellose wunderbare Sprünge des Mustangs, mit allen vier Beinen zugleich schnellert er sich in die Luft; eine tolle Wut brast in diesem Pferd, es zieht sich wie eine Kugel zum Sprung; der Sattel macht es rasend und auch der Reiter; es gelingt fast niemandem, auch nicht dem leichtesten, bebenden Indianer, sich auf den Mustang länger als eine Minute zu halten.

Aber Prariefahrer haben einen guten Tag. Sie sitzen wie auf einer heftigen Woge. Drüben steht der Schiedsrichter mit der Stoppuhr. Je näher es an die zwei Minuten geht, um so rasanter benimmt sich das Volk im Zuschauerstand. Ein gewaltiger Keel mit violetter Nase und einem dünnfadenförmigen Schnauz, der in seiner für mich unverständlichen Prariefahrerprache in der letzten Sekunde noch seine Wetteinsätze erhöht, wird zu einem Kreisel an Geschäftstüchtigkeit. Denn Prariefahrer ist kein Star. Es fehlen noch fünfzehn Sekunden, und Rose wird zweitausend Dollar gewonnen haben. Er hat selber, sie bringen ihm die Nachrichten, geben Zeichen mit den Händen, wie die einzelnen Reiter des Zweikampfes stehen; das Geld reißt er den zu wenig Raschen aus den Händen, immer mehr, dann plötzlich erbebt die Erde, es dröhnt ringsum: Rose hat den Kampf gewonnen! Sie springt von dem wilden Mustang auf das Pferd eines herbeigaloppierten Cowboys über. In der nächsten Sekunde schon geht es mit dem Kopf dem durchgebrannten Mustang nach, bis er eingeklemmt ist und zu Boden geworfen wird; keine Sekunde ist mehr Zeit und Ruhe auf den Bänken. Die Leute sind wie besessen, als ein Büffel los gelassen wird, der wie ein Panzer geschmeidig und rasch in die Arena jagt, den Sand hinter sich aufschleudert.

Und wieder freit die schwere Schlinge des Lassos über dem hellen Mädchenkopf, mit den halbblonden, fliegenden Haaren, das Strickband hat der scharfe Bergwind herabgerissen. Wundervoll, wie das Mädchen reitet! Feste sitzen die Glieder an den Sattelbenden, sicher halten die Finger die Bügel, raslos freit die Lassoschlinge, in scharfem Galopp, ja umhändig im Lauf, wie die Indianer sie zu schwingen verstehen. Was nun geschieht, wird sie berühmt machen; und alle, die jedes Jahr zu dieser Reiterrennen kommen, alle werden davon erzählen, wie Rose Prarie das Lasso um den Büffelkopf warf, lagenhast auf den Rücken des Büffels sprang und ihn niederkniete in den Sand.

Das war in diesem Augenblick: Eins in eins lagen die beiden im Kampf. Still waren die Tribünen; kein Laut erhob sich. Schon lag der Büffel am Boden; jetzt sah man es deutlich: Seine Hinterbeine waren gebunden, der riesenhafte Kopf mit den roten Nieten lag ein wenig zur Seite. Und über ihm, fast flach in seiner fünfundsiebzigjährigen Kraft, der gebeugte Oberkörper eines Mädchens, einer Amazone gleich. Und das Bewußtsein, nichts zu sehen von dem Kampf, der sich zwischen diesen beiden Körpern abspielte, unsichtbar, indem sich die Gruppe kaum bewegte, das war von gewaltiger Größe, von unheimlicher Spannung. Ueber den Bretterboden hingen die starren Gesichter der Zuschauer. Jetzt bemerkten wir ein schwaches Zittern im Büffelkörper; denn nun die Kraft in den Mädchenarmen nachließ, dann würde der riesenhafte Kopf mit den wilden nassen Augen das Weib geschlagen. Vielleicht war schon eine Minute vergangen, vielleicht schon zwei. Vielleicht nur wenige Sekunden; man kann die Zeit in solcher Spannung nie einschätzen. Plötzlich machte der Büffel eine große Bewegung, eine Drehung, dann lag der Kopf im Sand, die Hand des Cowgirls flog langsam empor, dann rasen hunderte Menschen in die Arena...

Es war Abend geworden; nach einem Kaffee im kleinen „Paradies“ ritten wir in der Mondnacht heimwärts. Ein großer Tag war zu Ende. Hinter uns lärmte das elektrische Klavier einen Song, und schwere Reiterstiefel stampften über den Holzboden. Aber bald hörten wir vor uns einen halblauten Gesang; der Mond war voll, die Nacht hell. Georg Weber, der Farmer, der mit uns ritt, hielt den Schimmel an und zeigte in einen kleinen Garten; dort sah die Prarieamazone Rose Mary, und hinter ihr sang jemand ein süßes Lied in ihr Herz; alles schien vergessen, der Mustang, der Büffel, der wilde Kampf, der Sand in der Arena; dort war es das Cowgirl, jetzt ist es das Cowgirl; so ist es überall auf der Welt. Es mußte nicht gerade in Wyoming sein, das Mondlicht auf unserem nachlässigen Ritt über die weiten Prarien spielte.

Ein König kommt!

Eine Hochgebirgs- und König-Friedrich-August, erzählt von Erich Klinghammer.

Daß König Friedrich August von Sachsen ein tüchtiger Bergsteiger war, ist wohl allgemein bekannt. Ich selbst begegnete ihm im Juli 1910 auf der Adersruhe in 3400 Meter Höhe, als er wohlgeruhet vom Gipfel des Großglockners kam, um nach Karlsbad abzufahren. Kurz darauf erzählte mir ein guter Bekannter folgendes Erlebnis.

Ich stieg einmal gegen Abend allein zu einer Hütte im Benediktinergebiet auf. Kurz vor der Hütte begegnete mir ein Engländer, der mir schon von weitem Zeichen machte und dann erklärte: „Rehren Sie um! Sie können dort nicht schlafen. Ein König kommt!“ Ich wunderte mich wohl und hielt es für interessant und neu, daß der „Epleen“ augenscheinlich sogar in diesen Höhen gedieh, schritt aber ruhig weiter bergan und kam zur Hütte.

Der Hüttenwirt bestätigte mir aber, daß der König sich mit vierzehn Personen, zwei Prinzen, zwei Adjutanten, einigen Führern und Gendarmen angemeldet hatte und erwartet wurde. Da es schon dunkelte und ich tatsächlich der einzige sonstige Gast war, bekam ich noch ein Nachtlager. Bald trafen auch die Gäste ein. In der Hütte war eine Tafel gedeckt. Ich bekam einen kleinen Nebentisch. Der König erschien, grüßte freundlich wieder, und es wurde ein sehr bescheidenes Mahl eingenommen. Nach Tisch brante sich der König, der in froher Stimmung war, eine Zigarre an. Ich ersuchte durch den Hüttenwirt, auch rauchen zu dürfen, worauf der König mich an die Tafel bat.

Man ging jetzt zu Bett. Wegen zwei Uhr nachts schrie ich plötzlich auf. Ein Mann stand in meinem Zimmer. „Was wollen Sie denn?“ fragte ich ganz verstört. „Entschuldigen Sie mir“, sagte der Mann, „ich bin der Sektionsvorstand Robert Müller und komme gerade von der Tafel, um Nachtschlaf zu begrüßen. Ich bin mit zwei Trägern noch in der Nacht hierher beauftragt worden und sehe nun zu meinem größten Schrecken, daß der König einen Tag zu früh gekommen ist. Was soll ich nun machen?“ — „Das weiß ich auch nicht.“ — „Na“, sagte er, „weil ich nun doch kein Bett habe, will ich Ihnen wenigstens jetzt meine Rede vortragen, die ich morgen halten will.“ „Weil Sie nicht schlafen können, so erzähle ich Ihnen aber in mein Schicksal und fahre fort, mein Leben, wie ich es fühle.“ Dann muß ich sehr bald wieder eingeschlafen sein.

Feuer im Achterdeck / Skizze von Werner Kneger-Hamburg

Die „Annemarie Jacobsen“ schauerte mit dem schlanke Bug ganz leicht an den Dufthalen vorbei. Die Stimmung schmeigte sich wie eine schmeichelnde Kugel an die immer tiefer in das Wasser einsinkende blutrote Ladelinie. Und in der Nähe segeln geisterte der Wind, der landwärts dahergestohlt kam, blähte das Leinen auf, als sei die „Annemarie“ ein wirkliches, atmendes junges Mädchen, das nicht erwarten konnte, zum Tanz geführt zu werden. Auf dem Vorderdeck quetschten die Ladelbäume, und die Ladelbäume rasselten hohl in die Luft herab.

Sonnenchein lag über dem Bremer Segelschiffhafen, setzte sich in breitem Streifen auf die messingene Maschinenhaube der anfernden Brigg und streichelte mit liebesenden Fingern die goldenen Lettern am Haus Seefahrt: „Navigare necesse est, vivere non est necesse.“

Der Reder Heinrich Kuthmann redete den Tabellen, knochigen Schädel vor: „Na, Seemann, Ihr macht natürlich das Geschäft.“

Der dicke Kapitän Moritz Tannenbaum lachte schütternd mit dem Bauch: „Ein seines Geschäft! Seemann, was heißt, überlegen? Dreihundertacht Mark für Sie und Kapitän von der „Anna Abeking“. Das heißt ich starke!“

Und der junge Sohn des Reders beugte sich vor, musterte den anderen durch die funkelnden Brillengläser: „Seemann, seid vernünftig! Ihr einmal bietet das Geld die Hand.“

Hans Jung fuhr sich mit den Händen an den weichen Kragen, jubelte an dem schwarzen Schmetterling, bevor, spielte einen Augenblick mit den beiden goldenen Tassen, aufstiegen auf seinem Kessel. Sein Blick glitt über den Hafen draußen, auf dem die Sonne glänzte. Seine Hände knirschten.

Als er den Blick wieder zu den Männern wandte, hatten sich seine Hände ineinandergegriffen. „Mag sein, meine Herren, ich bin ein Seemann und verpfehle nicht viel vom Geschäftlichen. Aber das — das ist ein Scherzstreich!“ Sprach es, nahm seine Mütze und ging dann schleppenden Schrittes hinaus.

Drinnen saßen sich die Männer an. „Idiot!“ sagte der dicke Tannenbaum ärgerlich.

Der junge Sohn Kuthmanns aber griff nach seinem Hut und holte den jungen Seemann auf dem Lagerplatz ein. Er legte die Hand auf die Schulter und blühte dem sich erschrocken umstehenden lächelnd in das Gesicht. „Süß und schliefst du dieses Nachts.“ „Seemann, habt Ihr nicht immer schon die hübsche Frau Peterchen geliebt?“

Der tief dem jungen Reder vor die Brust. Sein Gesicht verzerrte sich. „Was geht Euch meine Liebe an? Habe ich der Frau je ein unrechtes Wort gesagt? Laßt mich allein fertig werden mit dem!“

Kothar Kuthmann schüttelte den Kopf. Seine Stimme kam zum Flüster herab: „Wenn die Annemarie Jacobsen verbrannt, Seemann, dann — erschlagt sich der alte Peterchen.“ Er lächelte ein wenig, während seine Augen stehend auf dem anderen ruhten. „Und sein Weib — das wird Euer, Seemann!“

Hans Jung griff mit den Händen an die Stirn: „Geh, geh, Teufel geh von mir!“

Er wandte sich wortlos ab und schritt zum Kai hinaus. „Nie wieder an Land!“ flüsterte er. „Teufel sind das da, Teufel!“

Der junge Reder aber schritt an seiner Seite bis zum Landungssteg. Und als der Seemann in die Hölle stieg, wuschelte der andere ihm in das Ohr: „Das Weib ist Euer Preis, Seemann. Denkt daran! Die beiden Kuthmann, Vater und Sohn, können sehr dankbar sein, wenn man ihnen aus der Ratsche hilft. Denkt daran!“

Langsam schürmte die Felle davon. Da legte der Reder die Hände schallträufelnd auf den Mund: „Zehnt im Logbuch nach, Seemann! Da habe ich ein paar Zigarren hineingelegt für Euch!“

Die Leuchttür von Gran Canaria waren klein und blaß geworden und verschwammen am Horizont. Ueber der tief dunkelblauen Schale des Meeres wölkte sich ein wolkenloser Himmel, überfakt von tausend und aber tausend kleinen Sternen. Sie flimmerten herab und überzogen die Stimmung des Meeres mit lichtem silbernen Glanz.

Bei Tagesanbruch gab es ein sehr großes Hin- und Herrennen. Der König kam die Treppe herunter, hinter ihm Herr Müller, mitten in seiner Rede. Friedrich August ging ins Zimmer und setzte sich. Herr Müller redete weiter. Der König hatte aber heute sehr schlechte Laune, denn draußen ballten sich die Nebelwolken. Solches Wetter konnte er ganz und gar nicht leiden. Er bläutierte im Fremdenbuche, sah mißmutig zum Fenster hinaus. Herr Müller redete weiter.

Das Frühstück wurde sehr schnell eingenommen. Die Prinzen und das übrige Gefolge verschwanden in Kenntnis der Sachlage. Herr Müller redete weiter. Bald erhoben sich auch der König und sein Adjutant. Alle verschwanden im wogenden Nebelmeer.

Mit ihnen aber auch der Orden und der Kommerzienratstisch.

Ich trat zu dem melancholischen Vorstande. „Verdammtes Wetter, einen Tag zu spät gekommen und dann — dieses elende Wetter!“ schloß er vernichtet. „Was fange ich nun mit meinem Schinken an?“ — „Wie, mit Ihrem Schinken?“ — „Na, ich habe doch mit zwei Trägern Nachschinken, Delikatessen, Kaviar, Sekt, Schokolade und sogar Blumen mit heraufgebracht.“ Dem Manne konnte geholfen werden. Wir aßen den ganzen Vormittag.

Einige Tage später traf ich den König bei strahlender Sonne in der Grotte wieder. Er erkannte mich sofort und erkundigte sich nach meinen Touren. Wütten in meiner Erzählung unterbrach er mich aber und fragte: „Sagen Sie mal, wissen Sie nicht, warum die Butterbrotte immer auf der Butterseite fällt?“ Auf mein verlegenes Schweigen antwortete er: „Damit man sich beim Aufbacken die Finger nicht fettig macht.“

Er war wieder bei seiner gewohnten prächtigen Laune.

Christine ist zu alt.

Skizze von Alfred Hein.

Das war nun die dreißigste Stelle, um die sich Christine behovden hatte. Immer das gleiche Rätsel, wenn sie sich vorstellte, ein wenig müde, ein wenig verlegen: „Ich bedauere wirklich, aber wir haben an eine jüngere Kraft gedacht. Das war ja in der Anzeige ausdrücklich vermerkt.“

Christine feierte heute ihren dreißigsten Geburtstag. Zum ersten Male seit zwei glücklichen Jahren allein. Ohne Hans Peter. Er war vor wenigen Wochen bei einem Segelflug abgestürzt. Hans Peter, der sie geliebt hatte und nie nach ihrem Alter fragte. Christine war vier Jahre älter gewesen als er. Aber das hatte keiner der beiden Liebenden als Störung empfunden. Es war ein innigstes Verhältnis zwischen ihnen: Kameraden der Seele. Er hatte nie eine Mutter besessen, die war früh gestorben. Nun wurde sie ihm beides: Mutter und Ehefrau.

Und damit war es plötzlich aus. Sie hatte ihn noch zum Segelflug begleitet. Er wollte einen Kesselflug das ganze Waldberge entlang unternehmen, das sie so oft in ihren Urlaubstagen durchwandert waren. „Zimmer werde ich an dich denken und an unsere Liebe, Christine!“ Er gab ihr einen kurzen festen Kuß, sprang in sein Flugzeug und lachte: „Wenn du aus dem Büro kommst, telegraphiere ich schon vom Ziel.“

Als sie aus dem Büro nach Hause kam, erwartete sie der Fluglehrer Hans Peters. Sie wußte sofort, daß er tot war. Es gab keine Worte für sie, keinen Trost. Ihr Leben hatte für immer die Sonne verloren.

Wes zu diesem Tag sah sie um zehn Jahre jünger aus. Nun hatte über Nacht ihr Gesicht das junge Mädchen, wie es aus eine tiefe Liebe in die Augen gibt, verloren. Der allmächtige

Der alte Kapitän Jung stand auf der Kommandobrücke der „Annemarie Jacobsen“ und hatte die Hände gefaltet. Sein Blick glitt zu den funkelnden Boten einer so fernen Welt, und seine Gedanken irrten zurück, wo irgendwo in der Heimat sein Weib ruhte — unter einem stillen Hügel.

Als unten aber in der Kapitänstajüte sein Sohn, der erste Seemann, das Logbuch öffnete, glitten ihm drei blinkende Sprengpatronen in die Hand.

Hans Jung kletterte bücklings durch die Schotten. Der Seegang stieß ihm die Schiffsplanen in die Rippen, und die Ratten huschten ihm quiekend über das Gesicht. Seine Finger überbanden in der Dunkelheit die Patronen mit der Zündschnur. Dann kletterte er weiter in den vorderen Laderaum und wieder senkte er eine der blinkenden Patronen in die verladene Baumwolke. Und weiter glitt er, die Hände in die Luftraum klammern, und eine dritte Patronen sah im Peroleumant. Dann glitt er zurück, schlich mit klopfendem Herzen in sein Bett und lag da, die Hände in die Augen gedrückt, hörte das Rasen des Windes in seinen Schläfen und lächelte die Tränen über sein Antlitz rinnen.

„Annemarie Jacobsen! Gute Nacht, Annemarie Jacobsen!“ Und dann war es ihm vorüber in jähem Kram. „Schwieg! Schwieg! Und sollte ich tausend Jahre in der Hölle verdammt sein, ein halbes Jahr nur an Deiner Seite will ich glücklich sein!“

Da gellte der Feuerlärm über das Deck.

Er sprang auf und rief sich die Kleider zurecht. Die Tür mit dem Hügel ausfand, eilte er nach oben. Auf dem Vorderdeck stand die Mannschaft, auf der Brücke der Kapitän.

„Junge“, rief er hinunter, „die Annemarie brennt!“

Hans Jung stürzte sich wie räumend über die Stürze. Da rief ein scharfer Knall die Leute herum. Eine Entschlammung züchte aus dem Achterdeck, groll, glühend, alles verjüngend.

„Das Petroleum brennt!“ brüllten die Matrosen. Und laut und ruhig darüber die Stimme des alten Jung: „Boote flaren! Auslöschen! Geordnet in die Boote! Niemen auslegen!“

In wenigen Minuten lauen die Boote über Bord, und die Männer hatten die Riemchen mit den Häuten gepakt. Der alte Kapitän sah sich um. Sein Blick glitt über den Sohn, der im ersten Boot lag. „Alles von Bord? Gut! Junge, bringe die Mannschaft, wohin Gott Euch führt! Sobst Dank für Eure Treue, Jungens! Der Kapitän sagt Euch Lebewohl.“

Ein Aufschrei ertönte. Hans Jung sprang aus dem Boot. „Vater, und Du?“

Der alte Jung schüttelte den Kopf. „Der Kapitän stirbt mit seinem Schiff. Gott mit Dir, Junge!“

„Vater!“ rief der Seemann auf. „Vater! Du mußt! Du mußt! Ich lasse Dich nicht hier.“

„Du mußt! Du mußt! Ich lasse Dich nicht hier.“ „Geh! Geh! Du mußt! Du mußt! Du mußt! Du mußt!“

Der alte aber schüttelte den Kopf: „Keine Gewalt bringt mich von der Kommandobrücke. Geh, Junge, geh! Die Annemarie Jacobsen sinkt.“

Der Seemann aber fiel auf die Knie und umflammerte die Füße des Kapitäns. „Vater, ich flehe Dich an. Komm mit! Bleib nicht auf dem Schiff! Es ist kein Unglücksfall. Ich — ich selbst habe die Annemarie angezündet.“

Da heute gellend eine neue Entschlammung aus dem Schiff. Das Deck brennt, und die „Annemarie Jacobsen“ neigte sich tief vornüber. Die Mannschaft ruderte verzweifelt, um aus dem gefährlichen Strudel zu entkommen. Oben auf der Brücke aber standen zwei, die Hände ineinandergegriffen, die Augen ineinandergeheftet.

„Bis ich ein brüllender, schwarzer Strudel über der „Annemarie Jacobsen“ schloß...“

Ueber dem Rathausmarkt zu Bremen aber läuft die Lichtreklame: „Deutsche Treue — Dreimaße Annemarie Jacobsen!“ auf hoher See verbrannt — Mannschaft geborgen — Kapitän und erster Seemann — Vater und Sohn — fanden freitod auf dem Schiff — Schaden durch Versicherung voll gedeckt.“

freie Mund wurde schmal und zerknüllt. Die früher bahnstetig schwebenden Füße schleppten müde den Körper dahin, dem es schwer anlang, ein schlagendes Herz zu tragen, das mit jedem Herzschlag nur die Leere des Daseins zum Bewußtsein brachte.

Ich, sie hatte nicht einmal Hans Peters Grab in ihrer Nähe. Der Vater holte den Sohn in eine ferne, fremde Stadt. Christine wagte nicht, zur Beerdigung zu fahren. Sie waren ja nicht öffentlich verlobt gewesen.

Christine weinte nicht mehr. Sie ging still ihren Weg weiter. Ihre Stellung verlor sie bald nach Hans Peters Tod. Sie war „zu alt“ geworden.

Nun sah sie in dem kleinen Wirtschaftsgarten nahe am Flugplatz und trank allein ihren Geburtsstagskaffee. Die Wirtin, die ihr Glück gekannt hatte und, eine wortreiche, ehrliche Norddeutsche, sie nicht mit unnützen Trostesworten im Unglück bedrückte, sah neben ihr und lachte an einer Handarbeit. Jede der beiden Frauen sah die fröhliche Feier vor einem Jahr in demselben Garten vor sich, hörte das Lachen und Schwätzen der vielen Freunde und Freundinnen, die Hans Peter und Christine damals besaßen, hörte Hans Peters hohe Stimme...

Eines war und blieb nicht: Die Liebe hatte nie die geringste Trübung erfahren. Wenn wie ein Paradies erfüllte sie die zwei schönsten Jahre in Christines sonst üblich alltäglichen Stenotypenleben.

Die Wirtin sagte, als läse sie Christines Gedanken: „Das ist immer so. Du großes Glück nicht seinen Tribut an das Schicksal zahlen. Aber es ist noch besser, als nie ganz glücklich gewesen zu sein. Wie die meisten Menschen.“

„Ja“, lachte Christine. „Und wenn es mir noch einmal geschehen würde, nur zwei Jahre mit Hans Peter leben zu dürfen, und wenn ich auch wüßte, er würde dann fort für immer — ich liebte ihn wieder und lebte für ihn, bis das Leben — kein Leben mehr ist.“

„Er ging ja nicht. Er nicht, Fräulein Christine. Sein Herz nahm das Ihre doch mit. Er hat es nicht weggeworfen, nicht wahr, wie das so oft geschieht.“ So sprach sie Stunde um Stunde dann und wann ein Wort. Die wenigen Gäste, die sich hier an Bogenzeiten einfanden, verschwanden. Es dämmerte. Eine Amstel fand. Die Frauen waren verstimmt.

Da knarrte die Gartentür, und ein älterer Herr schritt geradeswegs auf Christine zu. Hier fand sie also wirklich, ihre Vermieterin sagte es mir. Ich bin Hans Peters Vater.“ Christine sprang auf und wollte fort. „Jetzt kam eine der beiden, „Lettin-Gruf“-Szenen. Das konnte sie nicht ertragen. „Weichen Sie doch!“ Er sprach es mit demselben Ton, „nur etwas drückiger war die Stimme, wie Hans Peter. „Ich will Ihnen nur Hans Peters Geburtsstagskaffee bringen.“

„Hans Peters Geschenk — ja — wie?“

Da stand es schon auf dem Tisch. Eine der kunstvoll geschnittenen Laufsägenarbeiten, in denen Hans Peter ein Meister war. Ein kleines Schmuckstückchen mit filigranen Verzierungen.

„Das ist doch Wochen her —“ sagte Christine. „Schon damals hat er aber angefangen, daran zu arbeiten“, sprach seine Herr Döle, Hans Peters Vater. „Und ich habe es zu Ende geschnitten.“ Das hat er nämlich von mir gelernt.“

„Sie?“

„Was soll ein alter Mann tun, dem sein Liebstes genommen ist, als für das Liebstes des Toten zu sorgen?“ Christine sah ihn mit ihren großen bräunen Augen an und weinte ohne Schluchzen. Nur die Tränen rannen ihre Wangen herunter. Die Wirtin entfernte sich lautlos, mit einem dankbaren Blick nicht sie dem alten Herrn zu. Christine schloß das Kästchen auf und fand zwei Ringe darin. „Mein“, sagte sie. „Ich liebe ihn.“

„Sie sind von ihm“, lächelte der Vater. „Haben Sie keine Angst. Sie sollen keine Braut bleiben.“ Er streifte ihr den

Meinern der Ringe auf den Finger. „Die Ringe fand ich in dem noch nicht fertig geschnittenen Kästchen.“ Christine küßte den Ring.

„Und jetzt kommen Sie mit, ja?“ fragte Herr Döle. „In mein Haus. Als meine Tochter. Wir wollen einander helfen, über das alles hinwegkommen.“

Christine reichte ihm die Hand: „Jetzt habe ich wieder eine Aufgabe.“

„Und ich jemand, für den ich sorgen kann.“

Als sie im D-Zug saßen, fragte Christine: „Wußten Sie schon immer von unserer Liebe?“

„Nein. Nichts. Ich fand erst vor einigen Tagen, als ich es über mich brachte, seine Sachen durchzusehen, Briefe, Bilder und kleine Andenken.“

„Es ging mir sehr schlecht, ehe Sie kamen. Ich erhielt keine Stelle. Ich war zu alt. Vier Jahre älter als Hans Peter.“

„Als ich Sie im Garten am Flugplatz sehen sah, waren Sie wirklich eine alte müde Frau. Nun aber sehen Sie fast wieder aus wie auf dem Bild, das Hans Peter von Ihnen geknipst hat.“

„Ich möchte arbeiten“, sagte Christine.

„In meiner Fabrik ist Platz für Sie.“

Christine übernahm, als sieben Jahre später der alte Döle starb, die Fabrik. Sie war eine tüchtige, kluge und unerschrockene Frau, von einer tiefinnerlichen Beiseit besetzt. Die Männer, die sich um sie bemüht und sie jetzt noch gern als Frau heimgeführt hätten, fanden sie alle fabelhaft „gut gehalten“. Sie aber blieb Hans Peters Braut und stand an seinem Platz, als müßte sie ihm Nachschuß ablegen über sein Erbe, das sie mit mühtiger Hand verwalte.

So wird noch über den Tod hinaus immer all das gut, was eine große tiefe Liebe segnet.

★

Gino.

Skizze von Käthe Seydler.

Der Mißgestaltete, ewig Bespöttelte hatte den großen starken Ketten den Rang abgelaufen.

Er war nicht etwa aus Mitleid von dem Hoteldirektor ausgewählt worden, der zugleich auch ein verwandter Joverg hatte. Nein, der bückliche Gino mußte seine Angaben beweisen, sofort, auf alle Fragen stehend in den drei Sprachen antworten, die in dem großen Schweizer Gasthause verlangt wurden: deutsch, französisch, italienisch. Er mußte die schwersten Köcher schleppen, rollen, geschäftig stützen, zum Jahrtisch, in den Gängen, vom Zimmer zu Zimmer, treppauf und ab bis zur Bergbahn. Wenn auch mit wackelnden Schritten und Herzklappen. Was das arme Störchen nicht hergab, schafften die unheimlich langen, bärenstarken Arme.

Gino hatte die zehn schweren Tage seines armenigen Lebens hinter sich. Er lag ermatet auf einer Steinbank der Hofseite. Daß er diese anstrengende Beschäftigung nicht lange durchhalten würde, fühlte der Hüter, das Wachenkind des Almhauses. Aber war nicht der Wunsch erfüllt, der ihm Kraft und Mut gab, zu lernen, zu horten, emporzukommen? Er bezie, wenn er an die wunderbaren, garstlichen Stunden dachte, wenn er ihnen nahe, ganz nahe ein Stäubchen von den Schuhen entfernte, die Köcher umstießen half, ach, die Herrlichen nur über die Wänge schweben sah, wie heute Bianca, die große Sängerin, die von ihrer Triumpfhahn durch Argentinien in der Schweizer Berge Erholung suchte.

„Da Gino, mußt ins Kino gehen? Hab' halt a Freitarier gar dr“, der Nachportier gab sie dem Bescheidenen. „Nicht“, Gino wußte gar nicht, wie schnell er nach oben und in seine Sonntagstafel gekommen war, wie er in das dunkle, ziemlich leere Lichtspielhaus stolperte. Wer sollte in der warmen Frühlingssnacht hier abgehende Filme ansehen! Die schredliche Liebestragödie einer unverwandten Frau. Wunder auf Wunder rollte sich vor den Augen Ginos ab. Daß es so etwas gab, ach, warum hatte der Sparname sich nicht viel eher so etwas köstliches geleistet?

Tränen des Glücks, der Nührung entströmten seinen Augen. Wo war denn nur sein Tagelohn? Ach, ja, in der Gile des Unjüngers hatte er es in der anderen Hofe stecken lassen. Das salzige Tränenwasser rann ihm über die Wangen. Schredlich! Doch da spürte er den Duft eines warmen gepflegten Frauenkörpers neben sich. Ein weicher Pelz streifte seinen Rock. Ist dies ein Traum? Bianca nahm dicht neben ihm Platz!

Ganz bestimmt, das mußte sie sein! Der Pelzstrang war hochgeschlagen, blondhaar wehte darüber. Sie hüpfte leise. Er rühte näher: Es war die große Sängerin. Ein weißes Zipfelfchen lugte aus ihrer Manteltasche. Schnell zugegriffen! Ganz aus Seide und Spitzen, reichte es gerade, Ginos Tränen abzuwischen. Er umtrampelte es. Kleines Spitzen-taschentuch, ein köstlicher Raub! Bianca schnüffelte mit dem Naschen. Schlimm noch es hier. Wüßige Kinokunst — der Joverg aus dem Hotel, ein häßliches Kind in schlecht gelüfteten Sonntagstafel. Das verdrarb ihre ohnehin schlechte Laune. Lieber Himmel, warum suchte man nur dieses alberne Kinostück aus! Sie wollte lieber früh zu Bett gehen und von den Strapazen der Konzertreise endlich ausschlafen.

Bianca verließ das Lichtspielhaus.

Gino folgte ihr auf dem Fuße. Bald sah er sie durch das Hotelportal verschwinden. Herrliche Klänge der Joverg band schwirren von der Terrasse. Alles war beim Tanzen! Die Zimmer Biankas wurden hell. Sie trat auf den Balkon des ersten Stods. Nicht fünfzig Schritt von ihr entfernt hatte sich Gino im Geßtrupp an der zerbrochenen Mauer verstopft. Nur die Landstraße, das Staket des Hotelgartens und die Kafenbede trennten ihn von der Sängerin, die nun gähnd die Balkontür schloß und sich an die Abendtoilette machte.

Ginos Pulse flogen. Nichts entging ihm. Nun sah sie endlich am Tisch, begann mit der Gesichtsmassage.

Da — Gino hielt den Atem an — öffnete sich die spiegelverkleidete Tür zum Laderaum. Blüschling sprang ein Mensch heraus, warf der Sängerin ein Badelaken über den Kopf, rief sie zu Boden...

Allen Beteiligten wird es auf ewig ein Rätsel bleiben, in welch unheimlicher Geschwindigkeit Gino von der Mauer zum Förtnier kam und alles alarmierte. Während das Hotelpersonal die Zimmertüre erbrach, hüpfte, lief, fiel, überlief sich der Joverg zum Balkon der Bianca. Brangie sein armes Körperchen hinauf an Mauervorhängen, an Kahren, am Spalter der Baldbre. Er rang mit dem Verdröcker, hüpfte sich vor die Beine des stehenden, umpannte mit seinem starken, langen Armen wie mit eisernen Bändern die Beine des Mannes. Bergens schlug der Gesträppe mit der Waffe auf den Kopf des Mannes. In aufflammender Wut preschte sich die Hände des Verdröcker um Ginos Beine.

Als die Polizisten heran kamen, fand sie den Reiter im Sterben. Die letzten Herzschläge verdröcker. Aber das brennende Auge Ginos sah, daß man die Sängerin aufhob, daß die herrliche Frau lebte!

Man legte Gino auf das Ambücher, untersuchte den Kopf. Bergens. Man war um eine Minute zu spät gekommen. In seiner Hand fand man die Reste eines wüßigen Tagelohnes, das den Namen der Sängerin trug.

★

Frühlingsahnen.

Winterpreis sich kein Gesicht, Nütz die alten Glieder. Blütsenduft verdrängt du nicht Und die Verdrängten.

Wenn in Stoppeln starrt das Feld Und der Herbst verglimmen, Dann launst du, wenn's dir gefällt, Einmal wiederkommen.

Ende 1914.